

165–178, «Jugendreligionen – missionierende Gemeinschaften?»: Zeitschrift für Mission (1981) 135–140. Anschrift: Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Hölderlinplatz 2 A, D–7000 Stuttgart 1.

### BERT HARDIN

1939 geboren. 1969 Graduierung zum Magister Artium mit einer Arbeit über «Community Development and Sociology». 1975 Promotion zum Dr. phil. im Fach Soziologie. Derzeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung für Soziologie der Universität Tübingen. Veröffentlichungen in den Gebieten Soziologie der Soziologie, Soziologie der Medizin und Soziologie der Religion. Neuere Veröffentlichungen zu den neuen religiösen Bewegungen, u.a.: Identity and Commitment: Hans Mol (Hg.), Identity and Religion (Sage,

London 1978) (zusammen mit G. Kehrer); Rückzug in die Innerlichkeit? Jugendsekten als moralisches Alternativerlebnis: Martin Furian (Hg.), Gefährdete Jugend (Quelle & Meyer, Heidelberg 1980); Entstehung und Entwicklung der Vereinigungskirche in der Bundesrepublik Deutschland: Günther Kehrer (Hg.), Das Entstehen einer neuen Religion (Kösel-Verlag, München 1981) (zus. mit G. Kehrer); Some Social Factors Affecting the Rejection of New Belief Systems: Eileen Barker (Hg.), New Religious Movements. A Perspective for Understanding Society (Edwin Mellen Press, N.Y., 1982) (zus. mit G. Kehrer); Aspekte des Phänomens neuer religiöser Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland: Report to the European Centre for Social Welfare Training and Research. Erscheint demnächst in Social Compass Vol. 1, 1983. Anschrift: Soziologisches Seminar der Universität Tübingen, Wilhelmstraße 36, D–7400 Tübingen.

Daniel O'Hanlon

### Amerikaner in Asien zu den Verhältnissen in den Vereinigten Staaten

In der Vergangenheit, in den Jahren 1973 und noch einmal 1976, bereiste ich Indien und einige der wichtigsten buddhistischen Länder in der Absicht, auf unmittelbare Art und Weise Erfahrungen über das Leben und die Praktiken des Hinduismus und Buddhismus zu sammeln. Auf meinen Reisen traf ich Hunderte von jungen Menschen aus Ländern der westlichen Zivilisation, die unterwegs waren auf der Suche nach etwas, und ich führte viele Gespräche mit ihnen. Nach meiner Rückkehr in die Staaten dachte ich über diese vielen Gespräche nach, die sich alle ganz einfach völlig ungeplant ergeben hatten, und es kam mir die Idee, einige Monate damit zu verbringen, diese Menschen aus der westlichen Welt, die in Asien leben, systematisch zu interviewen.

Ich engte schließlich mein Interesse auf diejenigen ein, die in den Vereinigten Staaten aufgewachsen sind. Die Erkenntnisse darüber, wie

diese Menschen das Land, in dem sie groß geworden sind, aus ihrer neuen Perspektive beurteilen, könnten, so dachte ich, einiges Licht auf das sogenannte neue religiöse Phänomen in den Vereinigten Staaten werfen. So kam es, daß ich im Sommer 1978 mit der qualifizierten Hilfe von David Hackett, einem jungen Doktoranden, Indien, Nepal und Thailand besuchte. Letzten Endes hatte ich siebzig Interviews von Amerikanern in Asien auf Band aufgenommen, von denen ein jedes ca. anderthalb Stunden lang dauert. In diesem kurzen Artikel kann ich mich nur mit einem Bruchteil des reichhaltigen Materials befassen. Es hat sich als schwierig für mich erwiesen, den Informationen auf solch begrenztem Raum gerecht zu werden. Die Art von Übereinstimmung, die bei allen siebzig jener Amerikaner zum Ausdruck kam, sollte nicht außer acht gelassen werden. Dennoch besteht ein großer Teil des Wertes der Interviews und dessen, was sie interessant macht, gerade in ihren konkreten persönlichen Details. Es ist jedoch schlicht und einfach unmöglich, auch nur über einige wenige Gespräche ausführlich Bericht zu erstatten. Ich werde daher nur zwei von ihnen darstellen und auch diese nur in verkürzter Form. Ich will dann einige Beobachtungen und Verallgemeinerungen anschließen, welche sowohl auf diesen beiden als auch auf der Auswahl aller siebzig Aufzeichnungen basieren. Bei den beiden interviewten Personen, die ich ausgewählt habe, handelt es sich um

eine buddhistische Nonne in Thailand und einen Hindu-Saddhu<sup>1</sup>, der in Indien lebt.

Joseph war der erste Amerikaner, auf den wir in den Straßen von Katmandu stießen. Wir interviewten ihn, während er mit überkreuzten Beinen auf dem Boden seiner kleinen Hütte in der Nähe von Swayambu, einem alten Tempel in einem Randbezirk von Katmandu, saß. Wir erfuhr, daß er seit elf oder zwölf Jahren in Asien war. Während dieser Zeit war er verschiedene Male zu Besuch in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Sein Heimatstützpunkt ist in Bengalen in Indien, wo er sein eigenes Ashram<sup>2</sup> hat und eine Klinik leitet, was in einem ziemlichen Gegensatz zu der Art von Leben steht, auf das seine Familie ihn vorbereitet hatte.

«Ich wuchs in Krisenzeiten mit der Religion des Kapitalismus auf. Meine Familie wußte, daß sie zu Geld kommen mußte, um zu überleben. In der Zeit, als ich heranwuchs, drehten sich alle unsere Tischgespräche um Geld: darum, wie man sein Geld verdient und wie man in der Welt der Finanzen vorzugehen hat. Unsere Familie war sehr «reformiert jüdisch». Obwohl wir am religiösen Leben so gut wie gar nicht teilnahmen, hatten wir dennoch einen wirklich engen Zusammenhalt in der Familie, denn wir wuchsen mit der gemeinsamen Arbeit auf. Dies bestimmte unser ganzes Leben, und es blieb keine Zeit für irgendetwas anderes. Und ich bin meinem Vater zutiefst dankbar dafür, daß er meinen beiden Brüdern und mir die Fähigkeit vermittelte, uns bewegen und überall auf der Welt für uns selbst sorgen zu können.»

Nachdem er sein Studium der Rechtswissenschaft und Buchführung beendet und sein Examen in Jura abgelegt hatte, machte er die (für einen amerikanischen Akademiker) konventionelle Reise nach Europa. Als er in Amsterdam auf dem Het-Dam-Platz saß, mit seinem Rückflugticket nach Amerika in der Tasche, so erzählt er, «traf ich einen hageren Amerikaner mit Bart, einem Schlafsack und einer Gitarre. Er trug keine Schuhe. Er zeigte mir seinen Reisepaß, der sich wie ein Roman las. Dennoch, er war früher einmal der Vizepräsident für das Ingenieurwesen der Litton-Industrien gewesen. Nun gut, am Ende unseres Gesprächs hatte er mein Flugticket in die Vereinigten Staaten und ich hatte seinen Schlafsack. Danach begann ich zu reisen, anstatt zu «toure». Zuerst in Europa, nun wohnte ich aber nicht mehr in vornehmen Hotels; dann ging es nach Malta, Afrika und auf dem Landwege

über die Türkei und Afghanistan nach Indien. Während dieser ganzen Zeit waren es die Klöster und Moscheen, die mich am meisten anzogen.»

«Und was mich an allen diesen religiösen Gruppen und Menschen verblüffte und fesselte, war, daß ihre Lebensauffassung eine Alternative zur wirtschaftlichen Lebenseinstellung war. Ich war mit der Religion des Kapitalismus groß geworden, und hier war etwas völlig anderes. Hier waren sie und sprachen darüber, Gott zu lieben; dies versprach keinen Profit. Und ich konnte es nicht verstehen. Ich erinnere mich an ein erstaunliches, zwei Tage ununterbrochen dauerndes Gespräch mit einem Saddhu in Indien. Schließlich fragte ich ihn: «Nun, was tust du? Ich meine, wie kommt es, daß du so viel Zeit hast, die du einfach mit Herumsitzen, Plaudern und Philosophieren und mit dem Denken aller dieser großartigen Gedanken verbringen kannst. Was tust du?» Und er sagte, «Nun, ich bin ein Saddhu, ein Mönch.» Und es war eine völlig neue Vorstellung für mich, Menschen zu treffen, deren Beruf es war, zu philosophieren, zu denken, zu meditieren. Es war vollkommen verschieden von der Einstellung, daß Zeit Geld ist. Es machte einen großartigen Eindruck auf mich.»

Joseph verbrachte sechs Monate in Afghanistan. Er verdiente sich etwas Geld, indem er Touristen zu einem örtlichen Teppichhändler führte, und er erlernte in einer Moschee die Praxis des *Zikhr*. Er beendete seine Überlandreise nach Indien in Kaschmir, im Nordwesten des Landes. Dort fand er einen Lehrer, Laxnmanjool, und er blieb fünf Monate lang bei diesem. Dies war der Beginn seiner Faszination von Sanskrit-Texten, die er nicht primär als doktrinäre Quellen verstand, sondern als Vehikel für die Gebetsmeditation und -praxis. Er verbrachte viel Zeit mit Sanskrit-Schriften. «Keine Übersetzung ist gleichwertig mit der Erfahrung, die man macht, wenn man sich Silbe für Silbe durch eine Sutra im ursprünglichen Sanskrit arbeitet und plötzlich die Intensität der Vibration fühlt. Wenn es keine intuitive Erfahrung ist, beseitigt sie nicht dein gewöhnliches, berechnendes Denken. Es ist dann nur eine philosophische Erklärung.» Diese Öffnung für die spirituelle Welt des Hinduismus kam jedoch erst ganz allmählich. Selbst nach den fünf Monaten mit Laxnmanjool fühlte er, daß er immer noch einen «westlichen Geist» hatte. Als er weiterreiste, wurde er von einem armen Mann mitgenommen, der auf seinem Hausboot Bauholz aus dem Norden von

Srinagar transportierte. Der Bootsmann stakte sein Boot, und Joseph fragte ihn: «Hättest du nicht gerne einen Motor für dein Boot?» Und er antwortete: «Wofür? Er macht so viel Krach. Ich stake das Boot – ich blicke auf die Schönheit der Natur.» Joseph fragte: «Nun, hättest du nicht gerne ein Paar Schuhe?» Er erwiderte: «Wenn ich meine Füße mit Schuhen bedecken würde, würde ich mich so von der Erde trennen, und dann würde ich so dumme Fragen wie du stellen.»

«Aber für mich kam es zum wirklichen Wendepunkt bei meiner Erfahrung von Asien, als ich in ein Dorf zog und eine Hindi-Grammatik kaufte. Mit dem Erlernen von Hindi eröffnete sich mir eine ganz neue Welt von Erfahrungen. Von nun an konnte ich mit den heiligen Männern und denjenigen auf der Straße, die religiös auf der Suche sind, kommunizieren. Hindi war für mich der Schlüssel, der mir den Kontakt mit vielen verschiedenen Arten von Lehrern ermöglichte: mit Lehrern des Joga, der Philosophie, von Asanas und mit Lehrern der Meditation. Ich empfinde Joga-Asanas als sehr wichtig, um den Körper in die richtige Verfassung zu bringen. Wenn der Körper nicht still zu sitzen vermag, ist es unmöglich, den Geist zur Ruhe zu bringen. Und das Erlernen von Hindi bewirkte, daß ich nicht mehr dazu neigte, mich mit westlichen Touristen zu assoziieren. In der Tat habe ich einen Punkt erreicht, da Hindi und Sanskrit eher meine Muttersprachen sind als das Englische.»

«Eine andere Sache wurde mir bewußt, nämlich daß eine Kluft zwischen Philosophen und Menschen der Praxis besteht. Man stellt fest, daß die Dorfbevölkerung mit all ihrer Einfachheit während der täglichen Andacht, die für sie selbstverständlich ist, einem Lebensideal näher kommt als Universitätsprofessoren. Geht und lebt mit ihnen. Ihr werdet erstaunt sein über ihre Großzügigkeit und Offenheit, mit der die interessierten Suchenden empfangen werden. Ich machte die Erfahrung, daß ich mir sehr oberflächliche Meinungen bildete, wenn ich nur als Tourist mit Kulturen in Berührung kam. Als ich mich aber mit den Menschen hinsetzte und praktizierte, was sie praktizieren, und versuchte zu tun, was sie tun, und zu essen und zu leben, wie sie leben, öffnete sich mir eine jede Tür im Dorf.

«Wie steht es mit den Staaten?» fragte ich, «Bist du noch einmal zu Besuchen zurückgegangen?» «Ja, viermal während der letzten zwölf Jahre. Dreimal blieb ich jeweils drei Monate lang. Meistens baute ich Häuser, um meine

Finanzen wieder aufzubessern. Beim letzten Mal blieb ich ein ganzes Jahr, und mit diesem Geld baute ich mein Ashram in Bengalen, die Klinik und ein Sanskrit-Institut. Meine Eltern hätten es vorgezogen, wenn ich ein Kapitalist geworden wäre oder ein Imperium im Westen besitzen würde. Aber inzwischen akzeptieren sie meinen Lebensstil. Mein Vater kam vor fünf Jahren hierher, um zu sehen, wofür ich all das Zeug im Westen aufgegeben habe. Wir schlossen ein Abkommen. Ich versprach ihm, die Hälfte der Zeit mit ihm erster Klasse zu reisen, wenn er während der zweiten Hälfte mit mir als Saddhu reisen würde. Und das tat er. Er sagte, er habe nur zwei Wochen Zeit zum Bleiben, und schließlich blieb er länger als anderthalb Monate. Anhand der Briefe, die ich von ihm bekomme, wäre ich nicht überrascht, wenn er sich letzten Endes im Ashram mit mir zur Ruhe setzen würde.»

Joseph wußte einige sehr positive Dinge über seine amerikanische Erziehung zu sagen: «Mit dieser Yankee-Geschicklichkeit können wir es überall in der Welt schaffen, denn wir haben einen weiten Erfahrungshorizont. Wir haben die Dinge *gesehen*. Wir haben so viele Dinge gesehen, die Menschen mit weniger entwickelten Kommunikationssystemen und weniger Bildung – selbst die Europäer – niemals sehen konnten. Dies ist ein gewaltiger Vorteil. Aber es ist auch ein Nachteil, weil man uns nicht gelehrt hat, wie man abschaltet. Und wenn es an der Zeit ist, ruhig zu sitzen, ist im Westen im allgemeinen das Fernsehen oder das Kino die einzige Möglichkeit, wie wir ein paar Stunden vegetieren und unsere Psyche in irgendein abgedroschenes kleines Drama verwickeln können, das vor unseren Augen abläuft. So verlieren wir unser eigenes Ich, das während der ganzen Zeit in Aktion war. Aber es ist nicht wirklich ruhig. Unglücklicherweise ist diese gleiche amerikanische Energie heutzutage sehr gefragt in Indien. Ich denke, es wird einmal die Zeit kommen, wenn der Osten in den Westen gehen müssen wird, um seine Erbschaft zu finden.

«Eine andere Sache an Amerika ist, daß die religiöse Erziehung weitgehend fehlt. Ich feierte mein Bar-mitzvah-Fest, als ich dreizehn Jahre alt war, aber es bedeutete mir nichts. In der Hauptsache richtet sich meine Kritik an der Religion in Amerika gegen das dort vorherrschende Schwergewicht auf der Geldmittelbeschaffung, seien es nun die Hauptreligionen oder Gruppen wie die Transzendente Meditation oder Hare Krishna.

Sie alle gehen mit ihrer Ware hausieren. Aber Religion ist nicht zu verkaufen. Sie sollte gegeben und in Frieden geteilt werden, so auch ihre Harmonie, ihre Liebe und Lebensart! Es gibt gewaltige strukturelle Unterschiede. Die Hindu-Glaubensrichtungen lassen Menschen, die religiös auf der Suche sind, zu. Sie lassen ihre Unabhängigkeit zu. Westliche Religionen erlauben keine Unabhängigkeit. Man gehört entweder zur Herde oder man ist ein verlorenes Schaf. In Indien aber kann man als wandernder Asket herumreisen und zu jedem Kloster, jedem Tempel hingehen, sich hinsetzen, in Andachten mitsingen, was immer man singen will. Manchmal bete ich auf hebräisch, manchmal auf arabisch. Man gesteht mir diesen Spielraum zu, und ich gelte nicht als ein verlorenes Schaf. Menschen kommen zu mir und sagen: «Du liebe Zeit, das war wunderschön! Was hast du da gesungen?» Und ich sage: «Nun, das war aus dem Talmud», und sie sind sehr neugierig. Sie wollen wissen. Als ich mich aber z. B. in griechisch-orthodoxen Klöstern oder in der hebräischen Yeschiva aufhielt, herrschte dort eine strenge Disziplin. Ich hatte um 5.30 Uhr zum Gebet zu erscheinen und sollte so und so viele Verse eines bestimmten Textes aufsagen. Es gab keine Freiheit, um meine spirituelle Praxis zu erarbeiten. Aber niemand anderes kann einem vorschreiben, wie süß man seinen Tee trinken sollte.

«Ich selber stehe wirklich hinter dem, was ich tue. Es gibt viele Hochs und Tiefs, aber ich bewältige alles spielend. Ich verstehe mich nicht wirklich als einen religiösen Menschen in dem Sinne, wie dieser Begriff klassischerweise gebraucht wird. Die Hindi-Sekte, in die ich aufgenommen wurde, verehrt das Leben und die Liebe und die Freude und den Frieden und lauter solche Dinge als entgegengesetzt zu einem Gott, der in dem Kirchengebäude oder dem Tempel lebt, oder zu jemandem, der hoch in den Wolken ist.»

Soviel zu Joseph, dem aggressiven Kapitalisten, der zum Hindu-Saddhu wurde. Lassen Sie uns unsere Stellungnahme zu seinen Erfahrungen und Reflexionen so lange zurückstellen, bis wir die Geschichte von Ruth gehört haben.

Ich traf sie in einem Waldkloster in einem abgelegenen Winkel von Thailand, eine strahlend schöne junge Frau von einunddreißig Jahren mit dem geschorenen Kopf und dem einfachen weißen Gewand einer buddhistischen Nonne. Sie war in Colorado aufgewachsen und hatte ein

Vierjahresstipendium für das College gewonnen, mit dem sie sich auf den Beruf der Sozialarbeiterin vorbereitete. Sie und ihre Familie waren überzeugte Lutheraner und gingen jeden Sonntag zur Kirche. Aber während der Zeit, die sie an der Universität verbrachte, belegte sie eine Menge von Veranstaltungen im Fachbereich der vergleichenden Religionswissenschaften mit dem Ergebnis, daß sie nicht mehr wußte, was sie glauben sollte. Wie alle ihre Freunde wurde sie abhängig von Marihuana, und kurz nach dem Verlassen der Universität versuchte sie, während sie mit einer Freundin durch Marokko reiste, einige Halluzinogene: LSD. Sie stellte fest, daß sie sich, wenn sie «Gras» rauchte, gut fühlte, sich «high» fühlte und offen für viele Dinge war. Zu dieser Zeit fiel ihr zufällig das Buch *Be Here Now* von Ram Dass in die Hände, und sie dachte: «Aha, vielleicht können meditative Erfahrungen zu etwas führen, das länger anhält als nur ein paar Stunden high sein.»

Zu dieser Zeit kürzte Präsident Nixon die Sozialausgaben zugunsten des Verteidigungsetats, und es gab keine Stellen für Sozialarbeiter, ein Beruf, für den sie ausgebildet worden war. Daher beschloß sie 1971, nach Indien zu gehen. Während ihrer Reisen durch Indien fiel ihr ein Unterschied auf zwischen zwei Gruppen von Menschen aus dem Westen, die sich dort aufhielten: Auf der einen Seite waren diejenigen, die die Meditation suchten, und auf der anderen Seite die Drogenleute, die nur Interesse an den billigen Drogen hatten, die sie dort bekommen konnten. Mit den Drogenleuten fühlte sie sich unwohl. Ihr Leben schien sich zu entleeren. Die Meditierenden zogen sie an, deswegen nahm sie an einem zehntätigen Kursus mit Goenka, einem buddhistischen Lehrer, teil. Unter den Meditierenden traf sie einen Engländer namens Andrew, der später ihr Ehemann wurde.

Die beiden zog es zu den ruhigen, abseits gelegenen Orten in Indien, Nepal, Thailand und schließlich Laos, wo sie in einem kleinen ländlichen Dorf zwei Jahre lang glücklich lebten, bis schließlich die Kommunisten im Jahre 1975 alle Ausländer aufforderten, das Land zu verlassen. Das einfache Leben in dem Dorf erschien Ruth als nahezu ideal, und sie war betrübt, als sie und Andrew die Dorfgemeinschaft verlassen mußten. Nachdem sie ein wenig die Gegend erforscht hatten, fanden sie ihren Weg zu einem abgelegenen Winkel in Thailand, unweit von Laos, wo sich beide unabhängig voneinander dazu ent-

schlossen, sich zu «ordinieren» – so lautet der buddhistische Ausdruck –, er als Mönch und sie als Nonne. Das war der Ort, an dem ich sie traf, fröhlich, zufrieden, gutgelaunt. «Und selbst obwohl wir jetzt seit zweieinhalb Jahren getrennt voneinander leben, ist es fast, als wären wir nun enger zusammen als zu der Zeit, da wir physisch gemeinsam lebten.»

Es gibt zwei Lebensqualitäten, von denen Ruth erzählte, daß sie sie in dem Dorf in Laos und in diesem abgelegenen thailändischen Kloster gefunden habe, zwei Dinge, die sie dort, wo sie in den Vereinigten Staaten aufgewachsen ist, nicht gefunden hatte. Die erste war Einfachheit und Natürlichkeit. Wie bereits erwähnt, war eine ihrer ersten Erfahrungen in Asien, gleich unmittelbar nachdem sie das College verlassen hatte, der zehntätige Meditationskursus mit Goenka. Es war die Einfachheit dieses buddhistischen Meditationskurses, der ohne jedes komplizierte Ritual ablief, die sie anzog. Während der beiden Jahre in Laos und der anderthalb Jahre in dem Waldkloster hatte sich ihr ganzes Leben in starkem Maße vereinfacht, und sie verglich es mit der Komplexität, dem Besitzstreben und dem unruhigen Lebensrhythmus zu Hause. Es bereitete ihr Freude, ihr eigenes Wasser zu tragen und jeden Tag frische Lebensmittel aus dem Garten oder vom Markt zu bekommen. Die Menschen bauten das meiste von dem, was sie brauchten, selber an, oder sie produzierten es selber und hatten keinerlei Absichten, mehr zu produzieren oder anzubauen, um damit Geld zu verdienen. «Wir fühlten uns sehr sorgenfrei und unbeschwert in diesen Ländern, insbesondere in Laos, wo man die Erfahrung machte, daß man nur geringe Bedürfnisse hatte und glücklich leben konnte, ohne viel zu besitzen. Ich vermute, ein durchschnittlicher Amerikaner würde dies als Armut oder Existenzminimum oder etwas ähnliches bezeichnen. Aber es war in Wahrheit genug, um zurecht zu kommen.»

Ruth fuhr, nachdem sie zwei Jahre lang in Asien gelebt hatte, im Jahre 1973 für einen Besuch nach Hause und empfand das alte Leben als vollkommen leer. Sie sprach davon, wie deprimiert sie sich fühlte, als sie nach Denver fuhr und den Gipfel des Berges (Pike's Peak) wegen des Smogs nicht sehen konnte. Die kleinen Landstraßen in den Bergen, an die sie sich erinnerte, wurden durch sechsspurige Autobahnen ersetzt. «Das ganze Leben schien so rasend und intensiv abzulaufen, so entfernt von der Natur – man

kauft fertigverpacktes Essen in den Supermärkten und hat keinerlei Berührung mit Leben und Tod. In Amerika ging alles mit unglaublicher Geschwindigkeit vor sich, aber in Asien sind die Menschen nicht gehetzt. Sie haben Zeit zum *Leben*. Unsere Geschwindigkeit macht uns zu unpersönlichen Menschen, wogegen man in Asien eine sehr persönliche Haltung gegenüber den Menschen einnimmt, weil sie nicht in Eile sind. Im Westen herrscht nicht nur die Komplexität des Geldes vor, sondern da sind auch die Zeit und die Geschwindigkeit der Dinge, die geschehen, und auch die Menge der Angelegenheiten, die man an einem einzigen Tag erledigen will.»

«In den Dörfern von Laos», so erzählte sie, «war eine Geburt eine aufregende Sache. Ein jeder wollte kommen und helfen und schauen. Der Tod war eine aufregende Sache. Die Leute wollten kommen und den sterbenden Menschen betrachten. Sogar die Enkelkinder betrachteten den sterbenden Großvater. Sie wußten ziemlich genau über die Tatsachen des Lebens Bescheid. Nichts wurde verborgen.»

Als sie zurück nach Colorado ging, waren alle ihre alten Freunde verheiratet und darauf versessen, Stereoanlagen und Farbfernsehgeräte zu kaufen. Und sie fand keine Möglichkeit, ihnen ihre Erfahrungen aus Asien mitzuteilen.

Einfachheit und Natürlichkeit, die aus einer weniger besitzstrebenden Haltung und geringeren Geldbedürfnissen erwachsen, ein langsamere und weniger intensiver Lebensrhythmus verbunden mit einer Nähe zu den Rhythmen der Natur – dies war also in erster Linie das, was Ruth dort, wo sie aufgewachsen war, nicht finden konnte, wohl aber im ländlichen Asien fand.

Zweitens sprach sie von einem engeren Gemeinschaftssinn, einer größeren sozialen Intimität, einer weniger privaten und individualistischen Art und Weise, wie die Menschen zusammenleben. «Eines der wesentlichen Dinge, die mir in Asien wirklich gefallen, ist die Tatsache, daß man sich nicht voneinander isoliert. Ich meine, man lebt Tür an Tür mit anderen, und man kennt diese Menschen wirklich. Normalerweise weiß man alles von ihnen. Selbst in dem ausgesprochen freundlichen Randbezirk, in dem ich in Colorado lebte, kannten wir unsere unmittelbaren Nachbarn kaum. Aber in Asien, sei es nun gut oder schlecht, wissen die Menschen voneinander Bescheid. Aber das ist in Ordnung, da diese Art des Zusammenlebens im Dorf ak-

zeptiert ist. Man ist nicht isoliert. Man ist Teil einer Gruppe. Außerdem zeigt ein jeder in der ausgedehnten Familienkultur des Dorfes in Laos einen tiefen Respekt vor den alten Menschen des Dorfes, das trifft auch auf die jungen Leute zu. Ich glaube, daß in den Vereinigten Staaten wegen des hohen Wertes, den man der Individualität beimißt, ein jeder etwas Besonderes ist, und man hat sein eigenes kleines Leben, und das ist so wichtig. Daher glaube ich, daß man in den Staaten wirklich nicht genug Zeit hat, um sich auf jemand anderen einzulassen, weil jeder seinen eigenen Beruf, seine Familie, seine Kinder hat, und man denkt, daß die anderen, wenn man sich mit ihnen befaßt, einem Zeit und auch Geld stehlen. Deshalb, so vermute ich, wollen die Menschen einfach nur für sich bleiben.»

Sie lachte, als sie sich an ihre Erfahrungen in der kirchlichen Gemeinschaft, in der sie aufgewachsen ist, erinnerte: «Jeder war einmal pro Woche sehr liebenswürdig, jeden Sonntag morgen, und dann ging ein jeder in sein eigenes Heim zurück, welches in einiger Entfernung von der Gemeinschaft lag. Vielleicht gab es einmal in der Woche ein gesellschaftliches Zusammenkommen. Aber abgesehen davon kann man kaum weniger interessiert sein.»

Ruth gefiel die Harmonie im Dorf. Wenn jemand ein Haus bauen mußte, kamen alle, um zu helfen, und es war ein soziales Ereignis, bei dem man viel Spaß hatte. Das Haus war innerhalb von zwei oder drei Tagen aufgerichtet. Sie halfen sich gegenseitig. Sie teilten ihren Reis. Dort fühlten Ruth und Andrew sich wohl. In Gedanken versunken meinte sie, daß zu Hause in dem Vorort in Colorado niemand jemandem beim Hausbau helfen würde, es sei denn, es handelte sich um Verwandte oder die Arbeit würde bezahlt. Gegen Ende ihrer Collegezeit hatte sie mit fünf von ihren Freunden in einer Kommune auf einem Grundstück von vierzig Morgen auf dem Lande gelebt. Aber dort gab es ständig Probleme. Einige arbeiteten, andere wiederum nicht. Ihre Freunde hatten auch versucht, in anderen Kommunen zu leben, aber alle diese Gemeinschaften zerbrachen. «Warum können die Menschen nicht zusammenkommen?»

Als sie begann, ihr Leben in den Staaten zu reflektieren, sah sie die Wurzel des Leidens, der Unzufriedenheit, der Depressionen, die sie erlebt hatte, als einen Gegensatz zu dem, was sie nun als buddhistische Nonne erlebte. Sie sprach von dem Unvermögen, mit sich selbst anzufan-

gen und sich dem eigenen Geist zuzuwenden. «Die Menschen sind sich nicht der Bindungen, der Zwänge bewußt, die ihr Leiden bewirken. Sie führen ein oberflächliches Leben, und das Glück kommt von außen anstatt von innen. Aber es ist sehr schwierig, den Menschen zu helfen. Vielleicht ist die einzige Möglichkeit, wie man die anderen lehren und ihnen helfen kann, daß man ihnen ein Beispiel ist. Deshalb muß ich zuerst auf mich selber blicken.»

Hatte sie vor, in die Staaten zurückzukehren? Sie antwortete, daß sie in den vergangenen Jahren nicht den Wunsch gehabt hatte, zurückzugehen, noch nicht einmal für einen Besuch. Aber erst vor ein paar Monaten las sie Stephen Gaskins Buch *Sunday Morning Sermons on the Farm*. Das Leben und die Philosophie dieser Gemeinschaft im Staate Tennessee, die aus tausend Menschen besteht und sich schlicht «The Farm» nennt, zog sie an. «The Farm» ist ein Kollektiv, welches eine starke spirituelle Basis hat, selbst wenn es sich nicht als christlich, buddhistisch oder anderswie etikettiert. Diese Menschen sind nicht nur auf sich selbst hin ausgerichtet, sie ernähren nicht nur sich selbst, sondern schicken Nahrung nach Guatemala und in andere Gegenden durch ihr PLENTY(= reichlich)-Programm. Die Tatsache, daß die Menschen dieses Kollektivs nicht einfach vor dem Bösen in der Welt davonlaufen, um zu entkommen, sondern daß sie mit der Absicht leben, anderen auf sehr konkrete und praktische Art und Weise zu helfen, berührte Ruth.

Am Ende des Gesprächs faßte sie mit einem Lächeln das Ideal ihres eigenen Lebens zusammen: «Ich fühle, daß ich gerne *leben* würde, aber auf eine freie, ungezwungene Art, ohne etwas zu wollen, sondern zu *leben* und zu teilen und vielleicht unterwegs etwas Fruchtbare zu tun.»

Nun, da wir ziemlich ausführlich von Joseph und Ruth berichtet haben, erhebt sich natürlich die Frage: «Wie typisch sind sie für die siebzig Personen, die wir interviewten?» Eine undifferenzierte, aber ehrliche Antwort wäre: «Ziemlich typisch.»

Die meisten Amerikaner, die wir befragten, waren in den Zwanzigerjahren oder wie Joseph und Ruth Anfang dreißig. Ein paar waren in den Vierziger- und Fünfzigerjahren. Die jüngeren waren meistens auf irgendeiner persönlichen Suche, normalerweise mit starken spirituellen Dimensionen. Was ihren religiösen Hintergrund angeht, so waren sie praktisch alle ehemalige

Juden, Katholiken oder Protestanten. Die Mehrzahl empfand die Religion der früheren Jahre als leeres Meeresrauschen und Ritual, einige empfanden sie als schwer oder bedrückend. Fast ohne Ausnahme hatte ein jeder von ihnen irgendwann einmal mit psychedelischen Drogen experimentiert, gewöhnlich steigerte sich ihr Drogenkonsum von Marihuana zu LSD oder Peyote. Auch sahen ausnahmslos alle diese Drogenerfahrung im Rückblick als nützlich an. Sie half ihnen zu erkennen, so sagten sie, daß es andere Arten gibt, der Realität zu begegnen, als die konventionelle Sichtweise der Kultur, die sie umgab.

Die älteren Menschen, sie bildeten die Minderheit derjenigen, die wir interviewten, waren zu meist im Bereich von Dienstleistungen oder im Geschäftsleben tätig – wie z. B. in Berufen als protestantische medizinische Missionare, katholische Priester als Lehrer von Sozialarbeitern, Botschaftsangehörige, Reiseunternehmer. Diese älteren Leute verstanden sich im allgemeinen eher in dem Sinne, daß sie gekommen sind, um etwas zu geben und nicht aus dem Grunde, weil sie nach etwas suchten. Aber einige von ihnen, insbesondere die religiösen, fanden, daß sie ebensoviel bekamen, wie sie gaben. Ron, ein siebenundvierzigjähriger Jesuitenlehrer, hatte kein Verlangen danach, in die Staaten zurückzukehren. «Dort gibt es zu viel von allem, und der hektische Lebenswandel macht das Gebet schwierig. In Amerika wäre ich vermutlich entweder ein mittelmäßiger Jesuit oder ich würde den Orden verlassen.»

Der eine amerikanische Wesenszug, der von diesen im Exil Lebenden am meisten Lob erntete, war Energie und Tatkraft. Aber dieses Lob war gewöhnlich von der Feststellung begleitet, daß diese Tatkraft selbst die Ursache von vielen unserer Probleme ist. Sie führt leicht zum Konkurrenzkampf, zu neurotischem Leistungszwang und zu einem Überfluß an allem.

Was sie prinzipiell kritisch beurteilten, war nicht so sehr die amerikanische Religion selbst, sondern die überall gegenwärtige Kultur in den Staaten, ein vorherrschendes System von Werten und Haltungen, eingebettet in die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen einer technologisch fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaft. Religion wurde als lediglich eine Begleiterscheinung der allgemeinen Kultur angesehen, welche von ihr getragen wird und nicht unabhängig von ihr ist oder sie formt. Es war in der Tat die Unfähigkeit der Religion, einen bedeutsamen Einfluß auf das tägliche Leben auszuüben, welche die meisten Leute, mit denen wir sprachen, einschließlich derjenigen Katholiken und Protestanten, die Teil der «institutionalisierten Kirche» sind, dazu führte, die Hauptreligionen in Amerika als scheinheilig zu bezeichnen. Es gehe dabei um etwas, das man sonntags in der Kirche zu bekennen habe, das aber für den Rest der Woche keine Bedeutung habe.

Die Qualitäten, deren Fehlen diese Amerikaner, die von Asien aus auf ihr eigenes Land zurückblickten, am meisten beklagten, waren ein kontemplativer und selbstloser Geist. Anstelle eines kontemplativen Geistes, der den gegenwärtigen Augenblick für sich genießen kann und der als über den Dingen stehend geschätzt werden kann, sehen sie einen geschäftigen, pragmatischen Geist, der alles in erster Hinsicht als Mittel für etwas anderes bewertet. Anstelle von Selbstlosigkeit und dem Bemühen um das Wohl der Gemeinschaft, sei diese nun groß oder klein, sehen sie einen aggressiven Individualismus, der letztlich dazu führt, daß die Menschen in ihrer Einsamkeit isoliert werden.

Ich vermute, man könnte sagen, daß das, was diese Menschen in Asien gerne in den Staaten sehen würden, nicht neue Religionen sind, sondern eine Umwandlung der gesamten Kultur der Vereinigten Staaten.

<sup>1</sup> Dieser Begriff stammt aus dem Sanskrit und bedeutet soviel wie «guter Mann», «Heiliger». Gemeint ist damit ein Hindu-Asket, ein indischer Wandermönch (Anmerkung der Übersetzerin).

<sup>2</sup> Aus dem Sanskrit: Zentrum für Meditationsübungen (Anmerkung der Übersetzerin).

Aus dem Englischen übersetzt von Susanne Walker

#### DANIEL O'HANLON

1919 in England geboren. Mitglied des Jesuitordens. Studium der Theologie zunächst an der Päpstlichen Universität Gregoriana und der Universität Tübingen. Nach der Promotion weitere Studien an der Syracuse University und an der Harvard Divinity School. Seit 1958 an der Fakultät der Jesuit School of Theology in Berkeley tätig und außerdem Mitglied